

(Nachdruck verboten.)

66]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Die Gendarmen, die sich auf die Verfolgung Nagus begeben hatten, konnten keine Spur von ihm finden; vierzehn Tage lang blieben alle Nachforschungen vergebens; dann fand man in der Tiefe einer Schlucht der Monts Bleues den halb von Wölfen verzehrten Leichnam eines Mannes, in welchem man die schrecklichen Ueberreste Nagus zu erkennen glaubte. Es konnte keine formelle Todeserklärung erfolgen, aber es bildete sich die allgemeine Ueberzeugung, daß Nagu, sei es durch einen Unfall, sei es durch Selbstmord, in Bahnsinnstammel seines Verbrechens den Tod gefunden hatte. Da also Josine Witwe war, warum sollte sie nicht bei Lucas bleiben, warum sollten die Geschwister Jordan ihnen nicht ihr Haus öffnen? Und ihre Vereinigung war so natürlich, so stark, so unauflöslich fortan, daß auch später niemand mehr daran dachte, daß sie nicht geschlechtlich verheiratet waren.

An einem schönen, sonnenhellen Februarmorgen glaubte Doktor Novarre endlich aussprechen zu dürfen, daß Lucas gerettet sei; und wenige Tage darauf befand er sich in der That in voller Rekonvaleszenz. Jordan war frohen Herzens in sein Laboratorium zurückgekehrt, und bei Lucas blieben nur noch Josine und Coeurette, beide sehr ermattet von Nachtwachen, aber so unendlich glücklich! Besonders Josine, die sich trotz ihres Zustandes nicht hatte schonen wollen, litt sehr viel, ohne es zu gestehen. Und wieder eines Morgens, als die Sonne eines vorzeitigen Frühlings durch die Fenster schien, und Josine eben Lucas das erste Ei, das der Arzt erlaubt hatte, zum Frühstück reichte, steigerten sich die Schmerzen, die sie seit dem Aufstehen gefühlt und bekämpft hatte, derart, daß sie einen leichten Schrei ausstieß.

„Was hast Du, meine Josine?“

Noch versuchte sie, der Schmerzen Herr zu werden, aber es überwältigte sie.

„O Lucas, ich glaube, der Augenblick ist da.“

Sein Herz jubelte auf, und zugleich empfand er schmerzliches Mitleid, als er sie erblickte und wanken sah.

„Josine, Josine, nun ist es an Dir zu leiden, aber um eines so siegreichen Werks, um eines so siegreiches Glücks willen!“

Coeurette, die im benachbarten kleinen Salon beschäftigt war, eilte herbei und wollte sogleich Josine anderswohin schaffen lassen, denn es war kein andres Schlafzimmer da, und es schien unmöglich, daß die Entbindung hier stattfinden sollte. Aber Lucas bat sie:

„Nein, o nein, liebe Freundin, nehmen Sie Josine nicht fort, ich könnte es vor Sorge und Ungeduld nicht aushalten! Sie ist hier zu Hause, und sie soll hier bleiben. Wir können uns schon einrichten, wir werden im Salon ein Bett aufstellen lassen.“

Josine, die in einen Fautuil gesunken war und von schmerzhaften Krämpfen geschüttelt wurde, hatte auch zuerst anderswohin gehen wollen. Aber nun lächelte sie glücklich in ihren Schmerzen. Er hatte recht; konnte sie ihn jetzt verlassen, sollte das kommende teure Wesen nicht ihre unzulässige Vereinigung vollenden? Und auch Coeurette begriff und fügte sich in ihrer engelhaften Güte. Da trat der Doktor Novarre ein, um seinen Morgenbesuch zu machen.

„Ich komme also gerade zur rechten Zeit“, sagte er heiter.

„Nun habe ich zwei Patienten. Aber der Vater macht mir keine Sorge mehr, und die Mutter macht mir nicht viel Sorge. Sie sollen einmal sehen.“

In wenigen Minuten waren alle Vorbereitungen getroffen. Im Salon befand sich ein großer Divan, der in die Mitte des Raumes geschoben und mit Hilfe einer herbeigeschafften Matratze in ein Bett verwandelt wurde. Und es war höchste Zeit, denn fast sogleich erfolgte die Entbindung, die mit außerordentlicher Raschheit und Leichtigkeit verlief. Der Doktor fuhr fort zu scherzen und sagte, er hätte ganz gut zu Hause bleiben können; denn es ginge alles von selbst. Lucas

hatte gebeten, daß die Thür zwischen Schlafzimmer und Salon offen gelassen werde; und im Bette aufgerichtet, das er noch nicht verlassen durfte, horchte er in angstvoller Erregung hinüber, begierig zu erraten, was vorging. Jeden Augenblick rief er Fragen hinein, wollte er wissen, wie es stehe. Die Klageklänge der geliebten Frau, die da so nahe bei ihm, und ihm doch unsichtbar, Schmerzen litt, schnitten ihm ins Herz. Er hatte das heiße Verlangen, daß sie selbst ihm etwas sage, nur ein Wort, um ihn zu beruhigen. Und sie fand die Kraft dazu, sie warf ihm abgerissene Worte, schwache Erwidierungen zu, in die sie sich bemühte, einen fröhlichen Ton zu legen, um ihn glauben zu lassen, daß sie nicht zu sehr leide.

„So seien Sie doch still und lassen Sie uns in Ruh!“ schalt der Doktor endlich. „Wenn ich Ihnen sage, daß alles großartig gut geht, daß noch nie ein Junge so schön gekommen ist! Denn es wird ein Junge, dessen bin ich sicher!“

Plötzlich wurde ein feiner Schrei hörbar, der Schrei des Lebens, das zum Licht emporkommt. Und Lucas, der mit Anspannung aller Seelenkräfte horchte, fühlte sein Herz hoch anschlagen.

„Ein Junge, ist es ein Junge?“ fragte er atemlos.

„So warten Sie doch!“ rief Novarre lachend. „Ich muß erst sehen.“

Und gleich darauf:

„Natürlich, ein Junge, ein kleiner Mann, ich hab's ja gleich gesagt!“

Leberströmend vor Freude klatschte Lucas in die Hände wie ein Kind und rief überlaut:

„Dank, tausend Dank, Josine, Dank für das schöne Geschenk! Ich liebe Dich, Josine, und ich danke Dir tausendmal!“

Sie konnte nicht gleich antworten, sie war so erschöpft, daß ihr die Stimme versagte. Da wurde er unruhig und rief wieder:

„Ich liebe Dich, Josine, und ich danke Dir tausendmal!“

Und angestrengt gegen die offene Thür hinhorchend, hörte er endlich eine schwache Stimme, kaum ein Flüstern, aber voll innigen Glücks:

„Ich liebe Dich und ich muß Dir danken, tausendmal danken, Lucas!“

Einige Minuten später brachte Coeurette das Kind dem Vater, daß er es küsse. Ihre Liebe war so geläutert, so unirdisch, daß sie selbst voll Freude war über die glückliche Entbindung und das starke Kind, daß das Glück Lucas' sie ebenso glücklich machte. Nachdem Lucas das Kind geküßt hatte, sagte er in der überströmenden Dankbarkeit und Seligkeit seines Herzens:

„Ich muß auch Sie küssen, Coeurette, Sie haben es mehr als verdient, und ich bin so glücklich!“

Und sie erwiderte in ihrer sanften und heiteren Art:

„Ja, mein lieber Lucas, küssen Sie mich, wir sind alle sehr glücklich.“

Die folgenden Wochen waren dann erfüllt von der Freude der doppelten Rekonvaleszenz. Sobald der Arzt Lucas erlaubte aufzustehen, ging er ins nächste Zimmer und verbrachte eine Stunde in einem Fautuil am Bette Josinens. Ein vorzeitiger Frühling erfüllte den Raum mit Sonnenlicht, auf dem Tische stand stets ein Strauß herrlicher Rosen, die der Doktor täglich aus seinem Garten mitbrachte, als eine Medizin der Jugend, Gesundheit und Schönheit, wie er sagte. Zwischen ihnen stand die Wiege des kleinen Hilaire, den die Mutter selbst stillte. Das Kind erfüllte nun ihr Leben mit immer mehr Kraft und Hoffnung.

Wenn Lucas, während er die Wiederkehr seiner Kräfte abwartete, von der Zukunft sprach und tausend Pläne entwarf, sagte er immer, er sei nun ganz ruhig, sei gewiß, die Stadt der Gerechtigkeit und des Friedens zu gründen, seitdem ihm die Liebe zu teil geworden war, die fruchtbar Liebe, Josine und Hilaire. Nichts kann gegründet werden ohne das Kind, es ist das lebende Werk, es fördert und erweitert das Leben, es setzt das Heute in einem Morgen fort. Nur das Paar, das Kinder zeugt, arbeitet mit am menschlichen Glück, nur dieses wird die Armen aus der Ungerechtigkeit und dem Elend erlösen.

Als Josine endlich zum erstenmal das Welt verließ, um ein neues Leben an der Seite Lucas' zu beginnen, schloß dieser sie in seine Arme und rief:

„Du gehörst nur mir, Du hast immer, immer nur mir gehört, da Dein Kind von mir ist. Nun sind wir vollzählig, wir fürchten nun nichts mehr vom Leben!“

Sobald Lucas die Leitung des Werkes wieder übernehmen konnte, zeigten sich die Wunderwirkungen der Sympathie, die ihm von allen Seiten entgegenflog. Und nicht nur das vergossene Blut, mit dem die Crächerie gekauft worden war, entschied endgültig über das Gedeihen des Unternehmens, das nun mächtig, unaufhaltsam in die Höhe wuchs; ein glücklicher Zufall trug das seinige dazu bei: die Mine warf glänzende Erträgnisse ab, denn man war endlich, so wie Morfain es immer vorausgesagt hatte, auf eine starke Aber ausgezeichneten Erzes gestossen. Dadurch konnte die Crächerie das Eisen und den Stahl in vorzüglicher Qualität und zu so billigem Preise produzieren, daß selbst die Hölle in ihrer Fabrikation feiner Objekte bedroht wurde. Jede Konkurrenz wurde unmöglich. Dazu kam noch der mächtige demokratische Aufschwung, der allerorten die Verkehrswege vermehrte, die endlose Ausdehnung der Eisenbahnen, die zahllosen Brücken und Bauten, was alles die Verwendung des Eisens und Stahls in gewaltigem Maße steigerte. Seitdem die ersten Chylophen das Eisen in einem Erdloch schmolzen, um Waffen daraus zu schmieden, hat die Verwendung des Eisens von Tag zu Tag zugenommen, und das segensreiche Metall wird zur Quelle der Gerechtigkeit und des Friedens werden, sobald die Wissenschaft es vollständig erobert haben, es fast kostlos herstellen und zu allen Gebrauchszwecken formen wird. Aber was vor allem andern den Erfolg, den Sieg der Crächerie entschied, das waren die natürlichen inneren Ursachen: eine bessere Verwaltung, mehr Wahrheit, mehr Gerechtigkeit, mehr Gemeinlichkeit. Sie trug von Anfang an die Bürgschaft des Erfolgs in sich dadurch, daß sie auf dem Uebergangssystem einer weisen Association von Kapital, Arbeitskraft und Geist gegründet worden; und die schweren Tage, die sie durchgemacht, die Hindernisse aller Art, die für tödlich gehaltenen Krisen, die sie überwunden hatte, waren nichts andres gewesen als die unvermeidlichen Holprigkeiten der Straße, die harten Schwierigkeiten des Anfangs, die es zu überdauern gilt, wenn man das Ziel erreichen will. Heute wurde es zweifellos klar, daß sie immer lebenskräftig gewesen, geschwellt von fruchtbarsten Säften, aus denen die Ernte der Zukunft sich bereitet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Waganten.

Unser Landstrassen werden allmählich leerer. Der Frachtfuhrmann der alten Zeit ist schon lange verschwunden, auf die Wanderschaft geht der junge Arbeiter — trotz der von den Gewerkschaften gezahlten Reisemunterstützung — heute nur, wenn ihn die Not dazu zwingt, und auch die Anzahl der sogenannten „fahrenden Leute“ wird immer kleiner.

Zuerst verschwanden die Schauspieler, die in feste Häuser übersiedelten; später — aber in um so schnellerem Tempo — folgten ihnen die Artisten. Wenn heute am Horizont ein schwerer Bohrwagen auftaucht, gefolgt von dem Geräteewagen, dann weiß man im Dorf wohl, daß nicht „Seiltänzer“ nahen, wie sie in der einen Gegend, oder „Kunstreiter“, wie in der anderen alle Wandertrupps unterschiedslos genannt wurden, sondern daß in kürzester Frist auf einem der freien Plätze im Dorfe ein Karussell sich erheben wird.

Von den wandernden „Darstellern“ ist beinahe nur „Kasperle“ den alten Gepflogenheiten treu geblieben. Die früheren „Publik“-Spieler, die ihre Arena ohne Einzäunung auf einem möglichst freien Platze aufschlugen, um in interessantesten Augenblick die angeammelten Neugierigen von hinten mit einem Sammelsteller zu überfallen, haben das Geschäft mangelnder Erträge halber aufgegeben. Und doch durften früher Unternehmungen dieser Art auf keinem Volksfeste fehlen. Sie „arbeiteten“ teilweise sogar — wie die Arena Strohschneider“ in Süddeutschland und Dextre — mit den sensationellsten Tricks, Turmsteilbesteigung, Ballon-Auffahrten zc. Die reisenden Unternehmungen der Jetztzeit sind meist Circus-Etablissements, die in großen Zelten ihre Vorstellungen geben. Sie benutzen aber nicht die Landstraße, sondern fahren von einem größeren Ort zum andern auf der Eisenbahn. Auch das „Chapiteaux“, wie das Circuszelt genannt wird, ist dem Untergange geweiht, da in allen größeren Städten Bau-Unternehmer feste Circusgebäude errichten, die sie an die Direktoren in Miete abgeben. Die Artisten, welche die Form

ihrer Darbietungen nicht an den Circus bindet, sind schon lange in feste Gebäude, die sogenannten Specialitäten-Theater und Varietés übersiedelt.

Die neu errungene Selbstthätigkeit des Artistentums ist aber nur eine scheinbare und erstreckt sich in Wirklichkeit nur auf den Direktionsapparat. Ebenso wie beim Theater, und weit öfter noch als bei diesem, verlangt auch vom Varietés das Publikum einen Programmwechsel. Beim Theater kommt man diesem Wunsche entgegen durch Aufführung neuer Stücke; das ist beim Varietés nicht möglich. Dort hat jeder Künstler eine durch jahrelange Übung mühsam herangebildete „Specialität“ und mit dem Programmwechsel muß infolgedessen auch ein Personenwechsel eintreten. Mit Rücksicht darauf verlegt man den Programmwechsel stets auf den ersten oder sechzehnten des Monats. Sofort nach Schluß der Vorstellung packt an diesem Tage der Artist die eben noch gebrauchten Kostüme und Requisiten ein, nachdem der Koffer alles andre schon vorher aufgenommen hat. Ein paar Stunden später sitzen in allen Theatern der Welt gleichzeitig, aber jeder einem andern Ziele zustrebend, die Varietés-Künstler im Eisenbahnwagen und fahren in die Nacht hinein. Die Reisemüde ins Gesicht gedrückt, den Havelock fröstelnd um die Schulter geschlagen, nähern sie sich im grauen Morgen ihrem neuen Wirkungskreise, um noch am Laufe des Tags ihre Apparate anzubringen, etwa nötige Proben vorzunehmen und dann am Abend scheinbar frisch und fröhlich vor das Publikum hinzutreten, das gerade heute beim Programmwechsel am allerwenigsten geneigt ist, dem Artisten das Mißlingen irgend eines „Tricks“ nachzugehen und Uebermüdung bei ihm gelten zu lassen.

So reisen moderne Vaganten.

Aber nicht immer.

Wenn im Frühjahr die große Mehrzahl der Varietés ihre Pforten schließt, werden zwar eine Anzahl von Sommer-Etablissements eröffnet, auch die wenigen noch existierenden Reisegeschäfte beginnen Tourneés; aber dennoch hapert es für manchen recht thätigen Artisten mit dem „Anschluß“. Er bleibt dann wohl in einer Stadt vierzehn Tage länger liegen, als er Engagement hatte, und — was schlummer ist — länger als der Geldbeutel reicht. Ist dann schließlich auch die Hilfe eines Agenten oder Speditours in Anspruch genommen, um Requisiten und Kostüme zu besorgen, ohne daß ein Engagement zu stande kam, dann bleibt dem festgefahrenen Artisten nichts andres übrig, als sich in der Weise seiner Vorfahren im Beruf durchzuschlagen, indem er einen Teil seiner Künste auf der Reise zum besten giebt, bis er einen größeren Ort erreicht, der ihm mehr Gelegenheit zum Erwerb bietet, als das kleine Nest, auf das sein Schicksal ihn verschlagen hatte.

Da ereignen sich dem mißunter recht ergöbliche Scenen.

Wir fahren in der vierten Wagenklasse, im selbstverständlich überfüllten Coupé. Eben hat der Zug sich in Bewegung gesetzt, da läßt ein neben uns stehender junger Mann, der uns vorher in keiner Weise durch Benehmen oder Aeußeres aufgefallen ist, plötzlich seine Beinweiber zu Boden fallen. Erschreckt überlegen wir noch, auf welche Weise wir den im weiteren Ausziehen Begriffenen offenbar plötzlich irrsinnig Gewordenen an seinem Vorhaben hindern können, da fällt schon die letzte äußere Hülle und vor uns steht im flitterbesetzten Trikot ein Artist, der die Anwesenden bittet, sich in einigen Minuten produzieren zu dürfen. Jetzt begreifen wir, daß wir das Vergnügen haben, einer Varietés-Vorstellung im Eisenbahnwagen beizuwohnen, ein Genuß, den man — ebenso wie die Vorträge reisender Musikkapellen — nur in der in Preußen durch besondere Privilegien bevorzugten vierten Wagenklasse haben kann, während die Reisenden der ersten und zweiten Klasse trotz der höheren Fahrpreise sich unsterblich langweilen müssen. Die Vorstellung ist allerdings durch den sehr beschränkten Raum etwas beeinträchtigt und wäre wohl überhaupt nicht möglich, wenn wir in dem Künstler nicht einen sogenannten „Schlangemensch“ bewundern könnten. Kaum hat derselbe denn auch seine Produktion beendet, so ist der freigemachte Platz verschwunden als wäre er nie dagewesen, und der Schlangemensch unternimmt nun das viel größere Kunststück, sich wieder angekleidet mit dem Hut in der Hand durch die Menge zu winden, um eine Sammlung im Wagen vorzunehmen. Nur wenige Anwesende weigern sich unter dem den Umständen nach anscheinend glaubhaften Vorwand, „sie hätten nichts gesehen“, einer Obolus zu entrichten; alle andern geben geru eine kleine Münze, nicht ohne boshaft zu bemerken, daß gerade die jetzt so Zurückhaltenden während der Produktion den Hals am längsten gemacht hätten. An der nächsten Haltestelle verschwindet der Schlangemensch, um seine „Gastspielreise“ in einem anderen Wagen fortzusetzen.

Mit Vorliebe werden natürlich für solche Extravorstellungen die Wirtschaften aufgesucht, in denen nicht nur meist eine Anzahl von Leuten beisammen zu treffen sind, sondern wo auch am ehesten auf eine gewisse Gebelauwe zu rechnen ist.

In der eichengelasteten gemüthlichen Kneipe einer kleinen Stadt sitzen nach des Tages Last und Hitze, wie allabendlich, die Herren Aerzte, Rechtsanwalte, der Herr Amtsgerichtsrat zc. und eine Anzahl zufällig amwesender Gäste. Da tritt ein neuer Ankömmling herein, glatt rasiert, mit erbengelbem Sommerüberzieher und sorgfältig gebügelm Cylinder. Er bestellt bescheiden ein kleines Glas Bier und wendet sich dann an den Wirt, der am Wüßtest in eifriger Unterhaltung mit einem dicken, behäbigen Spieler begriffen ist.

„Sie entschuldigen wohl!“ beginnt der Fremde. Ich bin ein durchreisender Künstler und möchte mit Ihrer gütigen Erlaubnis

Kleines Feuilleton.

mir gestatten, Ihren Gästen einige interessante Vorführungen zu machen."

Der Wirt will auffahren; sein Restaurant sei ein „besseres“ und er könne dergleichen nicht gestatten zc.; aber der rotbäckige Spießer fährt ihm in die Parade.

„Was sind Sie denn?“ fragt er neugierig.

„Mein Name ist Valetti. Wissen Sie, der Valetti vom „Kryttalpalast“ in London. Sie werden von mir bereits gehört haben als einem der ersten Jongleure und Equilibristen. Ich befinde mich gelegentlich auf einer Vergnügungstour; leider sind aber die von mir erwarteten Gelder ausgeblieben und ich bin genötigt, mich über ein paar Tage durch Privatvorstellungen hinwegzuhelfen.“

Der Rotbäckige hat zwar von einem Signor Valetti noch nie etwas gehört, aber der „Kryttalpalast“ in London imponiert ihm. Sein Zureden giebt der eignen Reugier des Wirts die Entschuldigung ein, daß ja einer der Gäste selbst das Abweichen von den sonst herrschenden Grundsätzen wünsche und so steht dem „Auftreten“ des Künstlers nichts mehr im Wege.

Vergnügt wirft der Artist seinen Zylinderhut in die Höhe, der auf der Nase wieder landet und dort einen amüsanten Tanz ausführt, während der Jongleur sich seines Ueberziehers entledigt und dadurch einen tadellosen Gesellschafts-Anzug zum Vorschein bringt.

Sodann erbittet er sich von dem Herrn Amtsgerichtsrat eine Cigarre, die er nicht einfach in den Mund steckt wie andre Leute, sondern in die Höhe wirft, um sie mit dem Munde kunstgerecht aufzufangen. Eine Zündholzschachtel fliegt nach, während der Jongleur an der in der Luft schwebenden ein Zündholz anreißt. So mit allem Versehen zündet Signor Valetti in aller Gemütsruhe die ihm für seine Experimente überlassene Cigarre an, während der Herr Amtsgerichtsrat unter dem schadenfrohen Grinsen der übrigen Gäste mahnend überlegt, ob er diese ruchlose That als Diebstahl, als Beschädigung fremden Eigentums oder gar als Brandstiftung klassifizieren soll.

Der Jongleur ist inzwischen nicht faul gewesen. Die brennende Cigarre ruht bald zwischen seinen schmauchenden Lippen, bald balanciert sie kunstvoll auf seiner Nase; dazu läßt er tastmäßig eine Anzahl Bierunterläge in der Luft tanzen, denen sich schnell einige Keller, ein paar leere Gläser und schließlich auch mehrere Messer und Gabeln zugesellen. Ehe jedoch der vom Wirt schon ängstlich befürchtete Moment eintritt, daß das gesamte Mobiliar, Beleuchtungs-körper, Wirt und Gäste in den Hergentanz hineingezogen werden, schleicht der Artist mit einer tiefen Verbeugung seine Produktion.

Die angeregte Gesellschaft hält mit Neugierungen ihres Beifalls — auch in peluärer Form — nicht zurück; ja, der Herr Amtsgerichtsrat, der inzwischen seine juristischen Strapazen überwunden hat, erbittet sich sogar, auch das Bier des Künstlers zu bezahlen, sehr zum Vergern des Wirts, der nun demselben den für Fremde in kleineren Städten seltlichen Extrapreis nicht ansehen kann. Mit vielem Dank empfiehlt sich der Artist.

Nicht immer bleiben Artisten, die durch die Umstände genötigt sind, sich auf diese Weise durchzuschlagen, in ihrem eignen Fach. Eine Gymnastiktruppe beispielsweise wäre kaum in der Lage, in den niedrigen Räumen der ländlichen und kleinstädtischen Gaststuben etwas von ihren eigenen Produktionen vorzuführen. Da wird denn zwischendurch einmal andren Kollegen ins Handwerk gepfuscht. Ist eine Dame Mitglied der Truppe, so macht sich ganz besonders schön und verblüffend das sogenannte „Gellschen“, ein mit Hilfe der Gedächtniskunst ausgeführtes Experiment. Der Dame werden die Augen verbunden und ein Herr berührt nun eine Anzahl von im Raume vorhandenen Gegenständen, welche die mit verbundenen Augen Daßende auf Nachfrage mit Namen bezeichnen. Das ganze Kunststück beruht darauf, daß beide Partner eine Anzahl von Gegenständen in bestimmter Reihenfolge ihrem Gedächtnis einprägen, also etwa: Maßbecher, Bierunterläge, Cigarre, Deckelung zc. Der eigentliche Ausführende ist der Herr, der — während sich die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf die Dame konzentriert — die Gegenstände in der verabredeten Reihenfolge ansuchen und es verstehen muß, ihm gereichte unpassende Sachen geschickt zu übersehen. Gedächtniskünstler von Fach führen natürlich weit schwierigere Experimente aus, aber auch das oben mitgeteilte wirkt auf Unergründete überraschend genug.

Ist ein Artist in Not, so gilt es natürlich in diesem Beruf so wenig als in einem andern als Schande, bei den Kollegen vorzusprechen. Wer sich durch seine Papiere, Plakate, Rezensionen zc., oder durch das Abzeichen der „Internationalen Artisten-Genossenschaft“ als Artist auszuweisen vermag, dem wird auch in kollegialer Weise unter die Arme gegriffen; kann doch jeder der heute „Arbeitenden“ morgen in dieselbe prekäre Lage kommen. In besonderen Fällen tritt auch die Genossenschaft in die Dresse. Neben dieser großen Gesellschaft existieren noch eine Anzahl anderer Fachvereinigungen von geringerer Bedeutung, so besonders der Verein „Sicher wie Gold“. Am liebsten ist es natürlich dem Artisten, wenn er aller solcher Nothelfer, die fast durch die Bank etwas Netherbrüdenes und Beschämendes haben, nicht bedarf. Man begreift deshalb, daß, als vor einer Reihe von Jahren die Idee auftauchte, auch in Artistenkreisen wie anderwärts schon üblich, einen charakteristischen Gruß und Glückwunsch einzuführen, am sympathischsten der Vorschlag begrüßt wurde, sich zu wünschen: „Gut Ausfluß!“ —

P.

— Perlen- und Glitterstickerei in den Vogesen. Der „Fels. Jg.“ wird aus Saarburg geschrieben: Wie in allen Gebirgsgegenden, so finden wir auch in den Vogesen eine verhältnismäßig hohe Entwicklung verschiedener Hausindustrien. Vorzugsweise sind es Frauen, die sich damit beschäftigen und Arbeiten von solcher Vollendung liefern, daß diese Belohnung erlangt haben. Aus den Vogesen kommen Spitzen und Weißstickereien, so schön und kostbar, wie sie nur noch aus belgischen und französischen Klöstern hervorgehen. Ganz besonders interessant aber ist die Perlen- und Glitterstickerei, die in zahlreichen kleinen Orten der Mittelvogesen betrieben wird und in den letzten Jahren, begünstigt durch die herrschende Moderichtung, zu hoher Vollkommenheit gelangt ist.

In den Schaufenstern der großen Modemagazine, in Theater-, Konzert- und Ballsälen, in den Salons, auf der Promenade, überall begegnen wir den blühenden perlen- und perlentestierten Kleidern, Mänteln, Hüten und Besäßen. Der Mittelpunkt der Lothringer Perlenstickerei ist Dagsburg, ein kleiner Ort, wenige Meilen südlich von Zabern, malerisch am Fuße eines Berges gelegen. In Dagsburg bestehen zwei Firmen, in deren Händen der Vertrieb der Perlenstickereien liegt. Herr Siegel, Chef der einen Firma, gestattet in zuvorkommender Weise Einblick in die Einzelheiten dieser interessanten Hausindustrie, die in und um Dagsburg circa 400—500 Personen, Mädchen, Frauen und sogar einige Männer mit Stiden beschäftigt. Hauptächlich wird in den Wintermonaten gearbeitet, in der besseren Jahreszeit sind die Frauen mit Feldarbeit beschäftigt. Das Material, feiner Seidentüll und Seidengaze, schwarz, weiß und farbig, ist fast ausschließlich französisches Fabrikat, ebenso alle Metallfäden, die in Briefen zu 10 000 Stück verpackt sind. Zerpailletten liefert Deutschland, Italien und Böhmen liefern die Perlen. Spitzeneinsätze, Bänder und Mäntel, die bei reichgekleideten Artikeln angedemt verwendet werden, kommen aus Sachsen und Thüringen. Hochmodern sind Pailletten aus Fischschuppen hergestellt; der Fisch, der sie liefert, soll in der Ostsee leben. Diese Pailletten sind so begehrt, daß sie nie genug am Lager sind. Sie werden nur zu den elegantesten Artikeln verarbeitet, gleichen schön irisierenden Perlmutterplättchen, naturfarbig weiß und in ganzen bunten Tönen gefärbt. Der gangbarste, weil billigste Artikel sind schwarze und weiße, stückweise verläufige Stoffe, die ein fortlaufendes Paillettenmuster zeigen. Für den Sommer waren Blusen, Boleros, Kragen, Mäntel, Hütendel, Besätze und Galons in verschiedenen Breiten und Ausführungen vorbereitet. Am kostbarsten sind ganze Roben, was nicht verwundert, wenn man hört, daß zu einem reichgekleideten Kleid circa 30 000 Pailletten und ebenso viele Perlen erforderlich sind, die alle dem Grundstoff einzeln angehängt werden. Dazu kommen oft noch Zubehörungen von Spitzeneinsätzen und Bändern. Die fleißige Stickerin arbeitet an einem solchen Kleid mehrere Tage und bringt es bei größter Geschicklichkeit auf höchstens 3 M. Tagelohn. Im allgemeinen schwaukt dieser zwischen 1—2 M. Farbige und weiße Sachen, die schnellste und sauberste Ausführung bedingen, werden am besten bezahlt.

Ehe die Arbeiterin zu Stiden beginnt, steckt sie den Füllstoff, das aufgezeichnete Muster nach oben, auf einen verstellbaren, stoffbezogenen Holzrahmen mit Stecknadeln fest. Sie hat zuvor sämtliche Pailletten und Perlen auf Fäden gereiht; ihr Werkzeug zum Stiden ist eine Häkelnadel. Nur beginnt sie, einen Faden an den Anfang der Musterzeichnung knüpfend, zu arbeiten, genau wie man vor 60 Jahren „tambourierte“. Sie sticht mit der Nadel durch den Stoff, nimmt den zweiten Faden mit den Pailletten von unten auf, schlägt den oberen Faden zwischen je einer Paillette durch und erhält so oben eine fortlaufende Reihe Kettenstiche, während sich unterhalb Fitter, an Fitter schuppenartig reißt. Die ungelenteten von schwerer Arbeit schwächigen Hände arbeiten dabei mit stammenswerter Schmiegligkeit und Sicherheit. Die fertige Stickerei wird auf der Nadel mit Spiritus überbraust und gebügelt, um dem Stickerin und Fräulein zurückzugeben. Nunmehr ist sie verhandfertig und geht wohlverpackt hinaus in die Welt, weit über die Grenzen des Deutschen Reichs.

— Der Wald und die Quellen. Seit einer Reihe von Jahren hat Oberforstrat K. v. Fischbach in Sigmaringen auf die wesentliche Förderung der Quellenbildung und -Speisung durch das verwehene Wurzelgewebe der Waldbäume hingewiesen, die bei keiner andren Vermittlung des Bodens eintritt. Gleichwohl haben, schreibt der „Prometheus“, seine Studien und Veröffentlichungen, die bis zum Jahre 1889 (im „Centralblatt des gesamten Forstwesens“) zurückgehen, nicht die verdiente Beachtung gefunden, und Fischbach wendet sich in einer neueren Vorlegung an weitere Kreise. Die unterirdischen Teile des Baums sind zwar misren Wäldern verborgen, aber jedermann weiß, daß die Wurzeln oft sehr tiefe Bodenschichten mit ihren Haupt- und Nebenästen durchdringen, um in der Tiefe Wasser zu suchen. Stirbt nun der Baum ab oder wird er gefällt, so verweisen die Wurzeln und in den dadurch entstehenden Kanälen finden die Meteorwasser Zutritt in weit größere Tiefen als sonst. Es löst sich dabei zuerst die Rinde der Wurzeläste, dann das Holz und die Gefäßbündel, und zuletzt bleiben Kanäle, die oft sehr wenig durchlässige Schichten der Oberfläche durchbrechen und ein Kanalnetz nach der Tiefe eröffnen. Zwar schließen sich manche dieser Adhärenz allmählich wieder, aber da in jedem Walde der Bestand sich teils von selbst, teils durch Ausholzung lichtet, so entstehen

immer neue Kanäle, da die Wurzeln der abgestorbenen oder gefällten Bäume sehr bald verrotten.

Damit hängt offenbar der Schutz zusammen, welchen der Wald in Gebirgsländern gegen Ueberschwemmung gewährt. Früher schrieb man diese längst anerkannte Wirkung meist ausschließlich den Moos- und Flechtmossstern des Waldbodens zu, welche Schnee- und Regenwasser wie ein Schwamm aufsaugen und das schnelle Abfließen nach den Thälern verhindern sollten. Genauere Uebersetzung zeigt aber, daß diese Polster doch sehr schnell bei einem ausgiebigen Regen mit Feuchtigkeit getränkt sein werden und den Ueberschuß bei einem anhaltenden Regen unmöglich zurückhalten könnten, wenn der Waldboden nicht an sich sehr porös und wohl vorbereitet wäre, eine bedeutende Feuchtigkeitsmenge aufzunehmen. Nach der Fischbachschen Anschauung ist aber der Unterboden des Waldes durch die Wurzelkanäle wie ein Schwamm durchlöchert und kann bedeutende Wassermengen aufnehmen, um sie allmählich dem Grundwasser oder den Quellen zuzuführen. Die Erfahrung, daß Gebirgswälder die Ueberschwemmungen verhüten und einen allmählichen Abfluß der meteorischen Wasser bewirken, wird in dieser Anschauung also leichter verständlich, als in der älteren. —

Volkskunde.

— „*Ik wil Di wiesien, wat 'ne Hart is*“. Diese Redewendung wird so oft gebraucht, und sicher kennen nur wenig Menschen ihre Abstammung. Die Halbmonatschrift „Niederfachien“ giebt uns Aufklärung darüber. Sie schreibt: Die Sitte, den Toten in feinnurpackten künstlichen Höhlen zu begraben, erklärt sich aus dem Umstande, daß alle Europäer mindestens in der letzten Eiszeit auf Höhlen angewiesen waren. Das Grab war eben das Haus der Toten. Große Gräber aus riesigen Steinen aber haben noch heute in Portugal wie in Neapel denselben Namen, deutsch heißen sie Horken-, Harten- oder Herkensteine, portugiesisch *arca*, Gleichviel ob man die keltischen Toteninseln, die Ormeys, oder die skandinavischen Mythen oder etwa die tirolischen Dichtungen des Wintlers darauf anzieht: das Gespenst, also der fortlebende Tote heißt Ort; die Höhle, in der sich Italiens Tote versammeln, ist der Orkus. Am Rhein und der Mosel spukt die „Herka“, in der Mark Brandenburg „Zru Harke“. Die Redewendung: „*Ik wil Di wiesien, wat 'ne Hart is*“ bedeutet also: „Ich will Dir zeigen, was ein Grab ist“, d. h. ich will Dich tothslagen. Sie stammt also fast unverändert aus der mittleren neuen Steinzeit und beweist unzweifelhaft, daß die Anfänge unsrer Sprache viel älter sind als die Bronzezeit — denn die Erbauer der Horken oder Harten kannten noch kein Metall. Wachgeblieben ist in der Volkserinnerung nur das Drohende, das ganz unverstänlich ist, wenn man an die leichte hölzerne Harke — den Nehen — denkt. —

Gesundheitspflege.

is. Zur Anatomie der Durstigen beliest der Berliner Anatom Professor Israel einen beachtenswerten Aufsatz in den neuen „Blättern für Volksgesundheitspflege“. Zunächst weist der Gelehrte darauf hin, daß die Anatomie in dem Kampf gegen den Alkohol bisher ihren Pflichten nur sehr mangelhaft nachgekommen sei, indem sie fast ausschließlich durch oftmals übertriebene Schilderungen der durch den Alkohol verursachten Störungen an Magen und Leber vertreten war. Besonders die amerikanischen Alkoholgegner haben in der Verbreitung schauererregender Abbildungen dieser Organe, wie sie angeblich bei Alkoholikern ansehend, geschwelgt, einen tieferen Eindruck dadurch jedoch nicht hervorgebracht, weil solche Darstellungen glücklicherweise der Wahrheit nicht entsprechen. Gerade diejenigen Organe, die angeblich am stärksten unter dem Alkoholmißbrauch leiden sollen, also Magen, Leber und allenfalls noch das Gehirn, sind gerade nicht die zuerst geschädigten. Die Alkoholgegner mögen sich von der Schilderung der bösartigen Alkoholvirkung gerade auf den Magen eine besondere Föderung ihrer Zwecke versprochen haben, weil dieser Körperteil bei vielen Menschen die wichtigste Stellung im Leben einnimmt. In Wahrheit leidet unter den Folgen übermäßigen Alkoholgenußes zunächst der Apparat von Gefäßen, der den Blutkreislauf zu unterhalten hat, wie denn der Jüngling „der Mensch lebt so lange, wie seine Blutgefäße es erlauben“ eine zwar nicht ganz allgemeine, aber doch weitgehende Verechtigung besitzt. Das Wichtigste ist der Umstand, daß der Anatom die unverkennbaren Wirkungen des Alkohols an den Blutgefäßen gerade bei solchen Leuten findet, die niemand als Säufer bezeichnet haben würde, bei denen sich also der Alkoholmißbrauch in den gesellschaftlich zugestandenen Grenzen gehalten hat. Professor Israel hält es nach allen Erfahrungen der Anatomie für zweifellos, daß die Einwirkung des Alkohols auf den Organismus eine Wellkrankheit ist, die allerdings hinsichtlich ihrer Ausbreitung große Unterschiede aufweist, aber fast überall anzutreffen ist, wo Menschen leben, und auch überall ihre Verwüstungen anrichtet. Personen mit einem ursprünglich schwach entwickelten Gefäßsystem werden selbstverständlich durch regelmäßigen Genuß schon relativ geringer Alkoholmengen am ersten geschädigt. Das Herz und die Schlagadern werden durch die erregende Wirkung des Alkohols auf die Herzthätigkeit und deren tägliche Wiederholung am stärksten betroffen und erleiden Veränderungen, die der Anatom wohl erkennen kann. Die Elasticität der großen Gefäße, deren Erhaltung von größter Wichtigkeit ist, erfährt eine mehrbare Einbuße, und auch die Gefäßwandungen verändern ihre sichtbare Zusammenziehung, indem sie sich dem unangenehmen Steigen und Fallen des Blutdrucks nicht mehr anpassen vermögen, ohne ge-

schädigt zu werden. Unter der durch Alkohol bewirkten Störung des Blutdrucks und der dadurch bedingten übermäßigen Spannung der Gefäßwände leiden aber nicht nur die größeren Gefäße, sondern auch die mikroskopisch feinen, sogenannten Haargefäße, von denen die einzelnen Organe in dichtem Maschenwerk durchzogen werden. Von einem gewissen Zeitpunkt an machen sich dann Störungen im Blutumlauf bemerkbar. Welche Bestandteile der gewöhnlichen Alkoholge tränke sind es nun, denen diese Schäden zuzuschreiben sind? — Israel unterscheidet dabei besonders zwischen Schnaps und Bier. Im ersteren ist es das Zuleöl, mit chemischer Bezeichnung Amylalkohol, in letzterem das Wasser. Die anatomischen Untersuchungen von Schnapsrinkern zeigen sehr schwere Krankheitserscheinungen, die dem Feser zur Last zu legen sind, während die Leiden von Bierrinkern auf Rechnung der bei verhältnismäßig geringer Alkoholmenge aufgenommenen unverhältnismäßig großen Wassermenge zu setzen sind. Beim Schnapsgenuß machen sich diese Vergiftungserscheinungen in vielfachen Veränderungen der Nieren bemerkbar, die allmählich völlig ruiniert werden, in zweiter Linie auch an andren Organen. Bei Bierrinkern zeigen sich besonders die Einwirkungen der großen Flüssigkeitsmengen auf die allmählich mehr und mehr unzureichend werdende Thätigkeit der Blutgefäße und des Herzens, indem diese Organe mit der Absonderung der an sich unschuldigen, aber im Uebermaß zugeführten Stoffe überanstrengt werden. Daraus rührt z. B. die besondere Form der Herzkrankheit her, die Prof. Vossinger als „Minkner Bierherz“ in die medicinische Litteratur eingeführt hat, die aber leider nicht auf München beschränkt ist. Das Herz zeigt sich dabei unformlich vergrößert, während seine Leistungsfähigkeit an die Grenze des Möglichen gebracht und allmählich völlig untergraben wird. Die Erkrankungen des Magens und der andren Verdauungsorgane stehen erst in mittlerem Zusammenhang mit dem Alkoholmißbrauch. Außerdem treten zuweilen infolge der Störung des Blutumlaufs Erkrankungen der Atmungsorgane auf, wie sie ja schon an der Stimme des Alkoholisten bemerkbar werden. Ferner ist ein Teil der Fälle von Gehirnslag dem verschämten Alkoholismus zuzuschreiben. —

Humoristisches.

— Der Schlierseer. „Da Bauer hat mir aufständt. Jetzt woach i net, soll i in d' Holzarbeit oder zum Theater geh'n.“ —

— Im Nachtcafé. Oberkellner: „Und Sie, meine Herren, wollen Bildung haben?“
Studenten: „Nein, Kaffeel!“ —

— Aus einem Schülersaße: „Wie unsre Klasse photographiert wurde?“
Zuerst wurden wir hingetrichtet; dann hielten wir unsre Mäuler und schauten recht freundlich auf den großen Gipskopf des Herrn Photographen. . .“

Notizen.

— Ibsens „Nora“ erschien 1879 in einer Auflage von 8000 Exemplaren; schon vier Wochen später wurde eine neue Auflage von 3000 Exemplaren notwendig. Von diesem Drama sind nicht verschiedene englische, vier deutsche, vier russische und zwei italienische Uebersetzungen erschienen.

— Eine Duse-Biographie von Professor Luigi Rasi ist soeben in Florenz erschienen. —

— Das Deutsche Theater beabsichtigt, in der nächsten Spielzeit die Klassiker wieder mehr zu Wort kommen zu lassen. —

— Richard Hahn und Willy Werthmann, beide früher am Chemnitzer Stadttheater, sind für das Deutsche Theater engagiert worden. —

— „Sebastian“, eine Tragödie von Kurt Gende, wird zu Beginn der nächsten Spielzeit am Dresdener Hoftheater die Erstaufführung erleben. —

— Kapellmeister Bruno Walter vom Opernhause hat seine Entlassung erstanden, weil er sich weigerte eine „Angot“-Aufführung zu dirigieren. Walter war erst vor einigen Monaten an das Opernhaus berufen worden. —

— Der erste Kunsterziehungstag wird am 28. und 29. September in Dresden abgehalten werden. Man beabsichtigt den Vorkursen, die Kunst in der Volksschule und in der Kinderstube einzubürgern, eine praktische Grundlage zu geben. Jessen, Lichtward u. a. stehen an der Spitze dieser Bestrebungen. —

t. Versuche mit Torfgas sind kürzlich in Kanada mit so großem Erfolge vorgenommen worden, daß man den Beschluß gefaßt hat, eine große Anstalt zur Erzeugung von Gas aus diesem Brennmaterial zu errichten. Es ist durch einen besonderen Apparat möglich geworden, die Menge des unbrauchbaren Gases im Torfgas von 35 auf 8 Prozent zu vermindern. In einer solchen Renteuerung würde die Industrie aller Länder interessiert sein, in denen große Moorflächen vorhanden sind. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 7. Juli.